

Nr. 22. Posen, den 31. Mai. 1891.

Hertha.

Novelle von Julius Steinbach.

(Fortsetzung.)

Kurts erste Bewegung bei Herthas Schrei war, nach seiner Flinte zu langen, und als er das scharf gezeichnete Antlitz des wie aus dem Boden gewachsenen Fremdlings erblickte, fiel ihm, obwohl nur einen Moment, unwillkürlich der wilde Jäger ein. Als jedoch die erste Ueberraschung vorüber war, setzte Kurt, halb verlegen halb beschämt, sich bei solch kindischem Spiel ertappt zu sehen, den Hahn seines Gewehres in Ruhe und wollte eben den störenden Besuch nach seinem Begehren fragen, als dieser mit wohltönender Stimme und höflichen Worten frug, ob das Haus des Forstraths Meinhardt nicht in der Nähe liege.

Auch Hertha fühlte sich von ihrem ersten Schrecken erholt und wagte es nun, den Fremden, der nach ihrem Vater frug, näher zu betrachten. Dieser gab sich als den Sohn des benachbarten Forstverwalters zu erkennen und erzählte, daß er erst vor einigen Wochen in das Revier seines Vaters gekommen, auf dem Anstande gewesen, aber des Weges unkundig sich verirrt habe; der Schein des Feuers, den er von Weitem erblickte, habe ihm als Wegweiser gedient, wo er sich beim Durchbrechen des Dickichts an einem überhängenden Baumaste die Stirn wund gerissen habe.

„Hätte ich freilich gewußt," fügte er hinzu, „daß mein Erscheinen für die Dame ein Gegenstand des Schreckens werde, und meine Anwesenheit das romantische Abenteuer unterbrechen sollte, so würde ich es vorgezogen haben, die Nacht im Walde zuzubringen."

Menschen von Bildung sind gegen nichts empfindlicher, als sich bei einer Handlung überrascht zu sehen, welche sie in den Augen Anderer lächerlich zu machen geeignet ist.

Hertha war verlegen, von dem nächtlichen Gaste hier im Walde überrascht worden zu sein und zwar in Gesellschaft eines jungen Mannes, von dem sie doch nicht gleich erzählen konnte, daß es ihr Verwandter sei, und Kurt verwünschte im Stillen die Freikugelgießerei, durch welche sie beide in den Augen des Fremden höchst albern erscheinen mußten. Daher kam es, daß, nachdem Kurt den Fremden eingeladen hatte, die Nacht mit ihm sein Zimmer zu theilen, bis sein zurückkehrender Onkel ihn gesprochen haben würde, alle drei ziemlich stille und wortarm nebeneinander herschritten.

Am Ausgange des Waldes, wo der Baumschlag sich in niedriges Gestrüpp verlor, das längs des Weges sich hinzog, schlüpfte plötzlich aus einem dieser Büsche ein dunkler formloser Gegenstand, der schnell und geräuschlos wie ein Schatten sorgsam das Mondlicht meidend über die Wiese hinhuschte. Der Fremde blieb stehen und sah lange und aufmerksam dem sich im Dunkel des Waldes verlierenden Schatten nach.

„Was sehen Sie Befremdendes?" frug Kurt, dessen minder scharfes Auge nichts gemerkt hatte.

„Wenn ich meine Vermuthung aussprechen sollte," erwiederte der Fremde, der sich inzwischen als Walter Hohenhausen vorgestellt hatte, „so müßte ich sagen — aber nein — das ist wohl kaum möglich. Ich muß mich geirrt haben!" und damit schritt er wieder vorwärts.

In einigen Minuten hatten sie das Haus erreicht, wo Hertha, nachdem sie etwas zum Abendbrot für den späten Gast gebracht hatte, sich empfahl. Auch die beiden jungen Männer suchten nach kurzem Gespräche die Ruhe.

Als der Morgen den von seinem nächtlichen Ausfluge ermüdeten Kurt etwas spät aus den Armen des Schlafes weckte, fand er seinen Gast bereits ausgegangen. Vom Fenster aus sah er denselben, das Gewehr am Riemen, auf dem Wege, auf dem sie vergangene Nacht zurückgekehrt waren, emsig den Boden untersuchen, als forschte er nach einem verlorenen Gegenstand. Als Kurt zu Hohenhausen trat, rief dieser, mit dem Fuße auf eine in den Sand eingedrückte, hundeähnliche Fährte weisend: „Sehen Sie da, gestern wollte ich im Dunklen meinen Augen nicht trauen, aber heute sollte meine Vermuthung zur Gewißheit werden. Hier neben dem Abdruck dieses niedlichen Fußes diese zweite Spur. Das ist ein Wolf."

„Ein Wolf!" wiederholte Kurt, ohne den verwunderten Blick, womit ihn Walter bei diesem Ausrufe ansah, zu bemerken. „Fräulein Hertha," fügte dieser lächelnd hinzu, „mag gestern nicht geahnt haben, daß ein Wolf sich so nahe bei ihr befand." „Es war gut, daß Sie draußen Feuer hatten," sagte er nach einer Pause ernst, „leicht hätte ein Unglück geschehen können, denn ein Wolf ist selbst für einen Waidmann am Tage keine ganz gefahrlose Begegnung, geschweige denn in der Nacht, wo ein Schuß nicht ganz verläßlich ist.

Sie nannten eben den Namen meiner Cousine," nahm Kurt das Wort, „sie ist Ihnen also bekannt?"

„Ich sah das Fräulein gestern zum ersten Male," entgegnete Hohenhausen, „aber ich hörte meinen Vater, der ein Jugendfreund des Herrn Forstraths ist, oft ihrer erwähnen."

„Um so angenehmer wird es meinem Oheim sein, in Ihnen den Sohn eines alten Freundes zu begrüßen. Doch jetzt kommen Sie; Cousine Hertha trug mir auf, Sie zum Frühstücke zu rufen, und in dem Punkt ist das Mädchen peinlich, sie wartet nicht gern lange."

Ins Haus zurückgekehrt, fanden sie den alten Forstrath, von seiner kleinen Reise wieder angelangt, bereits am Tische.

„Guten Tag, Kurt!“ rief er dem Eintretenden entgegen. „Was treibt denn Dich heute — Ach — entschuldigen Sie,“ wandte er sich gegen Hohenhausen, den er erst jetzt bemerkte — ich habe — aber, bei meiner Seele, das ist ja Walter!“ fuhr er fort, mit freundlicher Herzlichkeit demselben die Hand über den Tisch bietend; „Waidmanns Heil und Gott zum Gruß! Wie kommen Sie hierher in meine Wildniß, und wie geht es Ihrem Vater, meinem alten Freund?“

„So ziemlich wohl, ich danke!“ entgegnete der Begrüßte, die dargereichte Hand schüttelnd, und sich auf den Stuhl, den ihm Meinhardt hinschob, niederlassend.

„Was führt Sie zu mir und was Teufels haben Sie denn da für ein Tuch um die Stirne?“

„Ich verirrte mich gestern im Walde und fand unweit des Hauses Ihren Herrn Neffen, der mich mit großer Freundlichkeit die Nac t beherbergte.“

„Was? Kurt? Was machtest Du gestern Nacht im Walde?“ Bei dieser kritischen Wendung des Gesprächs fand es Hertha für gut, sich zu entfernen.

„Ich war auf dem Anstande,“ warf Kurt verlegen hin.

„Hm,“ brummte der Forstrath, „wäre das erste Mal, daß Du Nachts auf den Anstand gingst. Hast Du vielleicht ein Thier mit Geweihen gesehen?“

„Nein,“ erwiederte Kurt verletzt, seine Unkenntniß der Waidmannsprache vor einem Fremden aufgedeckt zu sehen, „ich wollte die große Eule schießen, die sich schon drei Nächte am Pirschsteige hören läßt.“

„Ja so, na, nimm mir's nicht übel, aber dahinter steckt am Ende doch etwas Anderes. Aber!“ fuhr Meinhardt, plötzlich wie von einem jähen Gedanken erfaßt, auf, „hat er Sie etwa angeschossen? Der Junge ist Alles im Stande.“

„Nein,“ entgegnete Walter, der Takt genug besaß, um den Zusammenhang des Ganzen zu errathen. „Meine Verletzung ist eine sehr geringfügige, die ich mir im Dunkeln beibrachte, aber eine bemerkenswerthe Entdeckung machten wir heute Morgen zusammen. Wir fanden die Spur eines Wolfes.“

„Ho — wie war das?“ rief Meinhardt und legte das Messer, mit dem er eben eine Kalbskeule bearbeitete, weg. „Ein Wolf? Na, die Entdeckung müssen Sie gemacht haben, Walter, denn mein Neffe wäre im Stande, den eingedrückten Barfuß eines Bauern für eine Bärenfährte zu halten. Ich würde sogar einiges Mißtrauen gegen Ihre Beobachtung hegen, denn Rechtsgelehrte sind gewöhnlich schlechte Kundschafter auf Wolfsfährten, wenn ich nicht das Sprichwort ehrte: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; der Stamm aber, Ihr Vater, ist ein tüchtiger Mann, — trotzdem begreife ich aber immer noch nicht, wo jetzt im September in unseren Wäldern ein Wolf herkommen soll.“

„Im verflossenen Monat war auf den herzoglichen Gütern eine große Streifjagd auf Luchse, welche sich gezeigt und mehrere Stück Hochwild getödtet hatten,“ nahm Walter das Wort. „In den tiefen Schluchten und dem zum Theil unzugänglichen Bergwalde wäre es wohl leicht möglich, daß sich ebenso wie diese sonst seltenen Raubthiere, auch Wölfe eingenistet und, durch die Streifjagd geschreckt, sich wieder in die Ebene gezogen hätten; der eine, von Klüften und Bergen durchzogene Theil Ihres Reviers würde denselben einen, wenn auch nur temporären Aufenthalt gewähren, von wo sie dann weiter streifen könnten.“

„Da haben Sie recht,“ stimmte der Forstrath bei, indem er aufstand und nach Büchse und Jagdtasche langte. „Alle Wetter! Das wäre ein ungebetener Gast! Wollen Sie mich begleiten, Walter? Du, Kurt, magst das Haus hüten, denn käme er gegen Dich angesprungen, so könntest Du in der Herzensangst doch einen sicheren Schuß thun und der schlechteste Schütze im Gehege soll ihm doch, bei Gott! diese Ehre nicht anthun.“

Damit warf er die Flinte über die Schulter und ging, von Walter begleitet, nach dem besprochenen Orte.

* * *

Mehrere Monate waren nach dem nächtlichen Abenteuer vergangen. Der Winter war mit nordischer Strenge hereingebrochen und hielt die Bewohner des Meinhardtschen Hauses häufiger als je in der wohnlichen, alterthümlichen Stube mit dem ehrwürdigen Kachelofen fest.

Trotz des tiefen Schnees und der rauhen Witterung war Hohenhausen ein eifriger Besucher des Forsthauses, und würde Kurts Eifersucht rege gemacht haben, wenn dieser weniger eitel gewesen wäre oder auch nur den kleinsten Anlaß gefunden hätte. Aber Hohenhausen verbrachte oft ganze Abende in sachlichen Gesprächen mit Herthas Vater, rechnete mit unermüdlicher Geduld und fertigte ihm die schwierigsten Schätzungs- und Holzschlags-Tabellen an, vor denen Kurt ein heiliges Grauen hegte, besprach ausführlich alle neuen Erscheinungen in der Forstwirthschaft und wendete nur auf kurze Zeit sein Gespräch Hertha und Kurt zu. Nur wenn eben kein Geschäftsgegenstand zu verhandeln war, bewegte sich die Unterhaltung unter Allen.

Walter Hohenhausen hatte die juristischen Studien absolvirt und sich mehrere Jahre als Sekretär irgend eines Grafen im Auslande aufgehalten. Später widmete er sich dem Staatsdienste; eine längere schwere Krankheit nöthigte ihn aber, den Dienst zu seiner Erholung für einige Zeit zu verlassen, und einen Theil seines Urlaubs brachte er bei seinem Vater zu. Blos aus Vorliebe betrieb er Oekonomie und Forststudien, hatte sich aber darin so umfassende Kenntnisse erworben, daß er um die Stelle eines Forstadjunkten einkam und dieselbe auch erhielt.

Bei einer größeren Dienstreise hatte er neuerdings seinen Vater besucht, welcher auf den Domänen des Fürsten angestellt war, nahm in letzter Zeit seinen Aufenthalt dort und war so Grenznachbar Meinhardts geworden.

Man hatte sich in des Forstraths Hause daran gewöhnt, ihn fast täglich zu sehen, und Walter fand hier Gelegenheit, seine freien Abendstunden in gemüthlicher Gesellschaft hinzubringen.

Erst allmählich zeigten sich seine Eigenschaften in vollem Lichte. Er erzählte sehr gut, wozu ihm seine Reisen einen unerschöpflichen Stoff lieferten, und zeigte stets jenes ruhige, bescheidene Wesen, wodurch es so leicht wird, das Wohlwollen gemüthreicher Menschen zu erringen.

Ein dichtes Schneegestöber hatte eines Tages die Pfade derartig verschneit, daß Walter, der früher als sonst eingetroffen war, den Gedanken, desselben Abends heimzukehren, aufgeben mußte. Man hatte sich wie gewöhnlich um den großen runden Tisch gesetzt und das Gespräch nahm seinen heiteren Gang.

„Etwas kann ich Ihnen aber noch immer nicht verzeihen,“ bemerkte Hertha unter Anderem, lachend Walters Glas füllend, „das ist die abscheuliche Furcht, die Sie mir damals mit dem Wolfe gemacht haben. Sechs volle Wochen ließ mich der Vater nicht einmal in den Hühnerstall. Am Ende war das Ganze von Ihnen nur ein schlechter Scherz.“

„Ich hätte nicht übel Lust, hier meiner Tochter beizupflichten,“ fiel Meinhardt lachend ein; „denn wie Sie sich noch erinnern, konnten wir nicht einmal die Fährte wiederfinden, die Sie gesehen haben wollten.“

„Mir bleibt nichts übrig, als das bereits Gesagte zu wiederholen. „Ich täusche mich nie in einer Wolfsfährte, deren ich hunderte in Polen und Ungarn zu sehen Gelegenheit hatte. Daß die Fährte damals inzwischen verstampft war, ist nicht meine Schuld, so wenig, als daß Sie das Zeugniß Ihres Herrn Neffen nicht gelten lassen wollen.“

„Aber mein Niklas, Verehrtester, mit dem wir das ganze Revier durchzogen, meine Waidjungen alle, alle meine Heger und Waldbereiter! Keinen Stein haben wir an seiner Stelle gelassen.“

„Und wenn er über den Fluß gegangen wäre und noch heute in dem Röhricht steckte, das sich stundenweit hinzieht — was dann?“

„Ja, dann — hm! Meinen Sie, daß er dort Fische frißt oder Wildgänsen Vorlesungen hält?“

„Und das im vorigen Monat verlorene und nicht wieder aufgefundene Schaf? Aus diesem Verstecke treibt ihn höchstens der Hunger, für dessen Stillung übrigens hinreichend gesorgt ist, denn dort hinab geht das Wild zur Tränke. Nun — die

Folge wirds ja lehren. Auch bekommen wir noch Gelegenheit, ihm mit einem ordentlichen Triebe beizukommen.

„Vor dem Frühjahr ist keine Möglichkeit, in dem Röhricht etwas vorzunehmen. Na — wir werden ja sehen, wer Recht hat, und bis dahin, glaube ich, wird auch Kurt schon soweit eingeschossen sein, daß er auf zwanzig Schritt das große Scheunenthor trifft."

Kurt runzelte die Stirn. Die fortwährenden Ausfälle Meinhardts, die dieser rücksichtslos vor Walter losließ, hatten in dem jungen Manne zwar eine zurückgedrängte, aber um so herbere Bitterkeit wachgerufen. Da er aus Erfahrung wußte, daß jede Entgegnung das Uebel nur verschlimmere, stand er schweigend auf und entfernte sich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Glücksblume.

Von A. Trinius.

Das Trinitatisfest, der Sonntag nach Pfingsten, hat für die Bewohner des Thüringer Waldes eine eigene Bedeutung. Nach altem Glauben und fortgeerbter Ueberlieferung sind an diesem Tage die Pflanzen und Kräuter der Berge mit geheimnißvoller Kraft erfüllt, wer sie pflückt, der heilt damit Krankheiten des Leibes und der Seele. Aber auch den Sonntagskindern ist der goldene Sonntag, wie ihn die Waldbewohner nennen, hold. Denn an ihm geschehen für sie Zeichen und Wunder. Auf stiller Halde läuten dann Wunderblumen von nie geschauter Schönheit, und wer offene, helle Augen hat, der entdeckt wohl auch in einer umstrüppten Felsspalte die ersehnte Glücksblume. Die muß er pflücken und an sich stecken, nicht aber wieder achtlos fortwerfen. Denn sie erschließt ihm unterirdische Paläste mit Kästen und Säcken schimmernden Goldes. Und findet er auch diese vielleicht nicht — das Glück wird er sicherlich finden. So mancher Bergmann, Hirte oder Holzhauer ist durch die Glücksblume ein reicher Mann geworden, nicht immer an irdischen Gütern, aber an Schätzen, die ihm Niemand rauben konnte. — — —

Trinitatisfest war es wieder einmal und Maientag dazu. Die laue Luft schien wie erfüllt von Duft und Sang. Das war ein Blühen und geheimnißvolles Drängen in der Natur, wie ein Aufringen nach Sonne und süßer, schaffender Lebenskraft. Wie warmer, beseligender Liebeshauch ging es durch die Welt.

Aus einem der tief zwischen steilen Waldbergen eingeschachtelten Gebirgsdörfer stieg am Nachmittage ein junges Mädchen seitwärts eine von einem Quellwasser durchplätscherte Schlucht hinan, um dann einen schmalen Fußpfad einzuschlagen, der sich über den Rücken eines malerisch zerklüfteten, buchenbedeckten Berges zu dem eine gute Stunde entfernten Nachbardorfe zog. Es war des Schulmeisters Lore, eine stattliche, hübsche Erscheinung mit aschblondem Haar, das sich in mehreren starken Flechten kranzförmig um das Haupt schlang. Sie hatte den Hut abgenommen und an den zusammengeknüpften Bändern über den linken Arm gehängt.

Zuweilen blieb sie stehen und ließ die blauen Augen mit sichtlichem Wohlbehagen die glatten, grauen Buchenstämme hinan zu den lichtgrünen Wipfeln streifen. Sie lauschte dem Gesang der ringsum schmetternden Vögel oder blickte über die von Farrenbüscheln, Felsgeröll und Buschwerk aller Art bedeckte Bergwand hinunter in die waldumsäumte Tiefe, aus der hie und da ein einsames Dorf heraufgrüßte.

Sie schien es nicht allzu eilig zu haben. Denn jetzt bog sie von dem eigentlichen Pfade ab und tauchte seitwärts in das Dickicht des Waldes ein, zwischen Ranken und Büschen sich einen Weg bahnend, die rauschend hinter ihr zusammen schlugen. Auf einmal leuchtete es in ihrem Gesicht auf. Sie bückte sich rasch und pflückte eine Maiblume, deren Duft sie mit Wohlbehagen einsog. Und nun entdeckte sie noch eine, dort ein ganzes Büschel, und sie beugte sich auf's Neue nieder, bis sie einen hübschen Strauß zusammen hatte, den sie mit Gras umwand und in den am Arme hängenden Hut legte. Jetzt hob sie sich über die Büsche etwas fort und hielt Ausschau.

„Dort drüben liegt mein Weg," sagte sie für sich und schritt nun in dieser Richtung weiter. Und wie sie so unter Blumen und Blättergrün dahin ging, vernahm sie aus der Tiefe den sanft verhallenden Klang einer Kirchenglocke. Da fiel ihr erst wieder ein, daß ja heute der goldene Sonntag sei und sie über den Berg einsam wandele, von dessen wundersamen Sagen und Mären sie schon als Kind gehört, und die noch jetzt zuweilen in den winterlichen Spinnstuben die Runde machten. Ein ganz leises Grauen überkam sie plötzlich und sie schaute sich unwillkürlich scheu um, ob nicht aus irgend einer Felsspalte oder dem Dickicht eine geheimnißvolle Gestalt auftauchte. Dem war nun nicht so. Aber geheuer schien es ihr doch nicht mehr so ganz zu sein. Der Wald schien ihr jetzt wie bezaubert und je weiter sie fortschritt, um so mehr kam auch über sie eine ganze Zauberkraft. Es mußte doch wohl wahr sein, was die alten Leute erzählten, daß Sonntagskinder an diesem Tage mehr sähen und hörten, als andere Menschenkinder.

Sie beschleunigte ihre Schritte und hielt endlich hochaufathmend wieder an dem vorhin verlassenen Wege. Da lag ein von glänzendem Moos überzogener Felsblock, wie geschaffen und hingestellt zum Ausruhen. Lore ließ sich darauf nieder. Nur ein Paar Minuten, dachte sie, und dann geht's ohne Aufenthalt hinunter in's Dorf. Da aber kam erst der rechte Zauber über sie. Ganz deutlich vernahm sie, wie es durch den Wald, über das zusammenschauernde Laub einhergetrippelt kam, wie auf vieltausend winzigen Füßchen, ein Knistern und leises Rieseln, gleich flinken Nadelstichen. Sie sah sich um; doch sie vermochte nichts zu entdecken. Dann kam es durch die Luft gezogen, ein Ziehen und Schweben, Summen und Wetzen; es flimmerte und schillerte, die Blumen begannen zu läuten, die Zweige schienen, wo sie sich berührten, heimlich Zwiesprach zu halten, ein Wunder war geschehen im Walde und die Lore saß mitten darin mit stockendem Athem und suchenden Augen. Ihre Lustigkeit war dahin, sie wußte selbst nicht recht, wie es gekommen; doch mitten in all den Waldspuk hinein, da tauchte immer ein freundliches Gesicht hinein und das sah sie traurig an. Und nun ihr Blick zufällig den Strauß von Maiblumen traf, da fiel es ihr wie Schuppen von den Augen und sie wußte plötzlich, was all das Raunen und Rauschen bedeuten solle, das sie umgab, seitdem sie die Blumen gepflückt, sie wußte auch, wem dies Gesicht angehöre.

Sie warf den Kopf halb ärgerlich ein wenig in die Höhe, als wolle sie eine Last abschütteln und sich frei machen von einer so drückenden Schuld. Und war es denn eine Schuld? Nur das Eine stand fest, daß sie heute Jemand weh gethan habe, heute und vielleicht schon manchmal. Das war der stille, blasse Sägemüller aus der Obermühle, der Vincenz, ihr alter Schulkamerad. Das war eine in sich gekehrte Natur, abgeschlossen und wenig zugängig. Er hielt es nicht mit den Burschen im Orte. Wenn die Räder feierten, dann saß er hinter den Büchern oder schlug sich in den Wald. Er hatte einmal Lehrer werden wollen; doch als einziger Sohn mußte er das Handwerk seines Vaters lernen. Seit dem vor einem Jahre erfolgten Tode des Alten saß Vincenz nun als eigener Herr einsam auf der Obermühle.

Sie wußte es längst, daß er ihr von Herzen zugethan war, trotzdem reizte es sie, seine stillen Huldigungen unbeachtet zu lassen. Nicht daß sie ihn etwa nicht leiden mochte, aber sein Wesen stimmte ihr zu wenig zu dem Bilde, das sie sich von dem Manne entworfen hatte, dem sie einmal angehören sollte. Warum mied er jeden Tanz? Warum sah er sie nicht einmal kecker, muthiger an? Sie hätte ihm dann vielleicht einen strafenden Blick zuwerfen müssen, aber im Innern hätte sie sich doch gefreut. Da waren die Anderen doch viel mannhafter in ihrem Auftreten! Immer dieses ruhige, stille Gesicht, das dann, wenn sie ihn etwas schnippisch abfertigte, so traurig in die Welt sah. Er konnte ihr ja doch mal eine zurechtweisende Antwort geben! Was in aller Welt brauchte ein junger hübscher Mann — und hübsch war Vincenz trotzdem, das mußte sie im Stillen zugeben! — den Kopfhänger zu spielen? Wohlhabend, sein eigener Herr! Gewiß, sie hatte ein Recht, ihm ernstlich böse zu sein und in das andere Zimmer zu flüchten, wenn er mal bei ihrem Vater zum Besuch einsprach.

Sie blickte auf die Maiblumen nieder. Sonderbar! Wieder beschlich sie ein Gefühl, als habe sie etwas abzubitten. Gewiß, sie hatte ihm weh gethan. Als sie heute Morgen aus der Kirche kam und an seinem Gartenzaun vorüberschritt, da harrte er schon und bot ihr mit schüchternem Gruße einen Strauß frischgepflückter Maiblumen an. Ja, wenn er doch dabei nur gelächelt hätte! Aber dieses schwermüthige Gesicht! Es ging wirklich nicht. Sie hatte kühl gedankt und war weiter gegangen. Hätte sie sich aber nur einmal umgeschaut, vielleicht wäre sie doch zurückgerannt und hätte die Blumen sich geholt. Denn der Vincenz sah jetzt wirklich aus wie ein tieftrauriger Mann.

Lore mußte heute in der That verzaubert sein. Noch nie hatte sie sich so viel Kopfschmerzen um den Vincenz gemacht als gerade heute. Dann kam ihr der Gedanke, als würde sie gar nicht wieder aus dem Walde herauskommen, wenn sie sich nicht vornähme, manches wieder gut zu machen. Ranken und Reben würden sie immer dichter einschließen, die Büsche rückten zusammen, sie säße verzaubert mitten im Walde, wie die stolze Prinzessin im Märchen.

„Vincenz!" rief sie plötzlich, „im Grunde meiner Seele hab' ich's ja nie böse mit Dir gemeint."

Sie horchte auf. Es rauschte vernehmlich durch die Wipfel, geheimnißvoll schwebte es aus Busch und Strauch.

„Siehst Du, Vincenz, ich will Dir auch irgend etwas Gutes thun, das Dich freuen soll. Ja?"

In diesem Augenblicke schlug über ihr ein Fink an. Es klang wie ein heller Jubelschrei. Und ihr selbst wurde es wieder leicht um's Gemüth. Sie sprang auf. Da fiel ihr Blick auf eine einsam am Wege leuchtende, glänzend bunte Blume. Sie erschauerte leicht.

„Die Glücksblume!" flüsterte sie. Wie Sonnenschein fluthete es über ihre Seele. Sie näherte sich ein paar Schritte der seltsamen Blume. Dann hielt sie wieder still. „Wenn ich sie pflücke, dann hätte ich den Schlüssel zu meinem Glücke in den Händen!" Sie überlegte kurz. Dann sagte sie: „Nein, bleibe stehen und blühe fort! Ich will mich besinnen, was ich thun soll, es wieder gut zu machen. Und hab' ich es gefunden und komme zurück und ich finde Dich noch hier, dann will ich es als ein Zeichen nehmen, daß ich es vollbringen soll."

Sie schritt rüstig fürbaß jetzt weiter. Der Wald schien ihr nicht mehr verzaubert. Es blühte und duftete ringsum, von allen Zweigen sang es und in ihrem eigenen Herzen da zwitscherte es auch, immer lauter, immer vernehmlicher: „Thu' es, Lore, thu es!" Da überkam es sie seltsam. Sie mußte erst lächeln, dann lachte sie hell und fröhlich, bis sie auf einmal zu laufen begann und nun im wilden Uebermuthe durch den mailichen Wald eilte, bergab, die Landstraße entlang, bis zu dem Dorfe, wo sie hochroth, doch mit leuchtenden Augen bei der Base in's Stübchen trat, den beabsichtigten Besuch zu machen. —

Die Sonne stand schon tief über dem Berge, als Lore sich zum Heimweg rüstete. Diesmal suchte sie nicht die Dorfstraße auf, sondern schlug einen zwischen Gärten entlang laufenden Pfad ein, der am Gottesacker ausmündete. Hier schritt sie an der Tannenhecke hin. Sie ging langsam und ihre Blicke liefen über die Reihen der Gräber. Die Sonne funkelte in den Kreuzen und Metalltafeln, huschte über die betenden Englein, Urnen und mit Epheu und Immergrün überwucherten Steinplatten und spielte wie mit glitzernden Nadeln durch die geneigten Laubkronen der Trauereschen und dunkel aufragenden Cypressen.

Oben am Gottesacker, nur wenige Hügel vom Zaun, sah sie den Todtengräber in einer bereits halb ausgeschaufelten Grube stehen. Sie wußte, daß man hier oben in der Ecke diejenigen der Erde zurückgab, welche freiwillig aus dem Leben geschieden waren. Unwillkürlich blieb Lore stehen und schaute ein paar Minuten der traurigen Arbeit des alten Mannes zu. Nun hielt dieser inne, wischte sich aufathmend den Schweiß von der Stirn und lehnte sich auf den Handgriff der Schaufel. Als er Lore erblickte, nickte er grüßend.

„Für wen ist das Grab?" fragte jetzt die draußen Stehende.

„Da soll morgen die blonde Bärbel hinein", antwortete der Todtengräber, „wir zogen sie gestern früh aus dem Teich am Dorfe."

„Die hübsche Bärbel? Das ist traurig!"

„Ja, 's ist eine traurige Geschichte. Sie war wirklich 'mal die hübscheste von allen Mädchen hier und trotz aller Armuth that sie sich wie eine Prinzessin. Keiner der Burschen war ihr gut genug. Eines Tages hieß es — es mögen wohl schon an fünf Jahre her sein — sie habe sich mit des Sägemüllers Vincenz von drüben heimlich verlobt."

„Mit dem traurigen Gesicht?"

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Damals war es noch nicht so traurig. Da konnte der Vincenz noch laut auflachen. Ich hab' ihn so manchmal hier gesehen und immer meine Freud' an dem hübschen wackeren Menschen gehabt. Er hätte sie glücklich gemacht, denn er meinte es ehrlich mit der Bärbel. Aber in der Bärbel war das Blut ihrer Mutter. Eines Sonntages, als der Vincenz wieder herüberkam, da war sie verschwunden, mit einem Sommergast, der in der Forstei gewohnt hatte, in die Welt gegangen. Sie betrog ihn und ward dann selbst betrogen. Alles rächt sich, Alles. Nach einem halben Jahre war sie wieder da, nichts brachte sie mit als die Schand'! Späterhin, als das Kind da war, muß sie sich wohl in aller Noth an den Vincenz gewandt haben, oder er hat davon gehört. Er war edel genug und ließ sie nicht verhungern. Aber herübergekommen ist er nicht mehr, niemals mehr zu ihr. Nur gestern hat er vor ihr gestanden, als sie im Rasen lag, kalt und blaß. Da hat er sich umgewandt dann und geschluchzt wie ein Kind. Es ist ein guter Mensch, viel zu' gut für die meisten Weibsleut. Das hat sich auch die Bärbel wohl gesagt. An der; hat die Reue und der Gram gefressen und da hat sie's gethan, was der Mensch nicht thun soll."

„Da kommt der Vincenz wohl morgen wieder?" fragte Lore.

„Nein, der kommt nicht mehr herüber. Er hat ein gutes Stück Geld hier zurückgelassen, damit Alles hübsch gemacht wird, freilich ganz still. Das ist so Sitte."

Der Alte schwieg und sah auf einmal dem am Zaun stehenden Mädchen schärfer in's Gesicht.

„Sonderbar, sonderbar!" sagte er, langsam den Kopf schüttelnd. „Je mehr ich Euch anschaue, um so mehr staun' ich über die Aehnlichkeit mit der Bärbel. Nur Ihr seid wohl etwas sanfter, auch das Aug' ist nicht so fahrig und flackernd wie bei der Bärbel. Seht, ich habe nun schon Hunderten die letzte Wohnung ausgeschaufelt, aber es ist wie in der Natur, wie mit den Pflanzen. Die einen welken ab und sterben und dann kommen andere, damit es draußen nicht leer werde. Die Rose von heute sieht aus wie die, welche wir gestern gebrochen. Gott meint's gut, das ist gewiß, und er ist gerecht. Ja, ja! — Aber die Arbeit drängt!" Er nickte grüßend und begann dann auf's Neue auszuschaufeln.

Auf dem rosigen Gesicht der Lore lag ein tiefer Ernst, als sie jetzt langsam durch die Buchen hin die Bergwand emporklomm.

„Also das hat ihm am Gemüth genagt all die Jahre", murmelte sie für sich hin. „Er trauerte um ein verlorenes Glück, und als ein wunderbarer Zufall mich ihm zuführt, da ward es wieder hell in ihm und er begann auf's Neue zu hoffen. Armer Vincenz! Wie habe ich Dich verspottet und zurückgestoßen, ohne zu wissen, was ich damit thue. Aber noch ist ja Zeit, manches wieder gut zu machen. Und ich will es thun."

Lore begann plötzlich eiliger vorwärts zu drängen, als hinge Alles von den nächsten Minuten ab.

„Trinitatisfest!" sagte sie nach einer kleinen Pause. „Vielleicht war es wirklich eine Fügung, daß ich gerade heute an dem Kirchhof vorübergehen mußte! Vielleicht ist's auch für mich heute ein goldener Sonntag!" Sie dachte an die Glücksblume droben am Wege und wieder beschleunigte sie ihre Schritte.

Es dämmerte bereits etwas unter den Bäumen, als sie nun über den Rücken des Berges ging. In Duft gehüllt lag die Ferne; aus den Waldschluchten zog es in leichten Schleiern herauf, da und dort huschte noch ein letzter Gluthstreifen der scheidenden Sonne über die still in den Abend aufragenden Wipfel und Bergspitzen und aus der Tiefe hallte jetzt eine Dorfglocke herauf.

Lore hielt etwas an und begann langsamer zu gehen, die Blicke suchend von hüben nach drüben sendend. Auf einmal stieß sie einen leisen Schrei aus. Sie hatte gefunden, wonach sie emsig gespäht bis jetzt. Dort lag der bemooste Felsblock und unweit davon leuchtete ihr die Glücksblume entgegen.

„Hast Du doch auf mich gewartet?" rief sie fröhlich aus. „O, das ist schön! Und nun will ich Dich brechen und das Glück dann festhalten, wenn es mir sollte bescheert sein."

Sie bückte sich nieder, um mit zitternden Händen die geheimnißvolle Blume zu pflücken. Ein leises letztes Rauschen zog durch den Wald. Sie erschauerte leicht, dann brach sie kurz entschlossen die bunte Blume.

In diesem Augenblicke war es ihr, als zwänge eine magnetische Kraft sie aufzublicken. Sie that es und abermals hätte sie beinahe einen Schrei gethan, halb des Schreckens, halb der Freude. Drüben unter den Bäumen hatte sie die Gestalt des Vincenz erkannt. Er kam ihr entgegen. Sie raffte sich auf, die Blume wie einen schützenden Talisman vor sich haltend. Vincenz sah blaß und ernst aus, aber kein unfreundlicher Zug flog über sein Antlitz, als er Lore jetzt gegenüberstand.

Er grüßte sanft und sagte:

„So spät noch allein im Walde? Die Nacht kommt bald."

„'s ist meine Schuld, Vincenz! Ich war drüben im Thal!"

Vincenz zuckte fast unmerklich zusammen und antwortete nichts.

„Sieh hier, Vincenz, was ich habe! Eine Glücksblume, gepflückt am goldenen Sonntage." Er nickte schwermüthig. Lore fuhr fort: „Heute Morgen, Vincenz, da habe ich etwas gethan, was ich jetzt bereue. Du warst mir gewiß sehr böse."

Vincenz schüttelte den Kopf.

„Böse war ich Dir nie. Ich wollte und konnte es Dir nicht sein. Wen das Schicksal einmal ernst anfaßte, der verzeihet gern und leicht, wo nur Uebermuth ein wenig fehlte."

Lore sah ihn dankbar an.

„Siehst Du", sprach sie, „heute Morgen nahm ich Deine Maiblume nicht an. Ich betrübte Dich. Ich will es gut machen. Nimm diese Blume mit, trag' Dir das Glück in's Haus."

„Das Glück?!" Er lächelte bitter. „Das Glück geht nicht mehr über meine Schwelle. Behalte sie, Lore, und möchte Dir immer treu bleiben, was mich für immer verließ."

Sie hob den Kopf hoch und sah ihn voll und strahlend an, daß ihm unwillkürlich unter diesen Blicken das Herz höher schlug.

„Vincenz!" sagte sie und ihre Stimme hatte eine seltene Weichheit in diesem Augenblicke, „willst Du das Glück nicht hier mit Dir fortnehmen, dann hole es morgen in unserem Hause. Ich nehme die Blume mit. Bist Du das zufrieden?"

Er schien seinen Ohren wohl zuerst nicht zu trauen. Dann aber kam über ihn eine gewisse Erleuchtung. Ein Glanz unendlicher Seligkeit schimmerte auf seinem Antlitz herauf. Er tastete nach ihrer Hand, die sie ihm nicht entzog.

„Lore!" hastete er endlich heraus, „verstehe ich recht — Du könntest wirklich — — es ist ja nicht möglich — nicht möglich —"

„Doch — doch, Vincenz! Vergiß doch nicht, es ist ja heute der goldene Sonntag. Wenn Du nicht glaubst, zerfließt all der Zauber wieder."

„Ich möcht's ja gern glauben, Lore! Darf ich's denn, wirklich!"

Sie antwortete nichts mehr. Sie lächelte nur und ein aufsteigendes Roth spielte ihr über Schläfe und Hals. Sie nickte und wandte sich halb ab.

„Lore! Also ich darf morgen kommen?"

„Ja, ja!"

„Und — — Du liebst mich?"

„Das — das will ich Dir morgen sagen, wenn Du die Blume Dir holst!" Sie riß sich los. „Leb' wohl, Vincenz! Auf morgen!" Sie eilte waldeinwärts, so rasch sie die Füße trugen.

„Auf morgen!" wiederholte Vincenz, der noch immer wie verzaubert auf derselben Stelle stand. „Auf morgen! O, mein Gott, noch kann ich's kaum fassen. Nun kommt doch noch das Glück zu mir."

Unten mitten auf einer sanft abfallenden Bergmatte hielt Lore für einen Augenblick athemschöpfend an. Sie trug die Blume noch immer in der Rechten und beschaute sie strahlenden Antlitzes. Und nun hielt sie dieselbe hoch wie ein Siegespanier. Sie stieß einen Juchzer aus, den das Echo der Berge hallend wiedergab. Dann, die Blume fröhlich vor sich her schwenkend, eilte sie über die Wiese hinab in das Dorf. Alles war jauchzende Freude an ihr. Sie wußte, daß sie heute das Glück mit nach Hause brachte.

Das Trinitatisfest hatte mit seinem heilkräftigen Zauber nun auch ihr Herz gefangen und gewonnen, an dem übermüthigen Sonntagskinde ein holdes Wunder gethan.

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.